

Die Theoriearbeit der Zeitschrift *alternative*

Ein Interview mit Moritz Neuffer

Stefanie Retzlaff & Christian Wimplinger

ABSTRACT: Moritz Neuffer ist Historiker und Kulturwissenschaftler. Am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung in Berlin untersucht er das persönliche Archiv der Germanistin, Publizistin und Kulturhistorikerin Hildegard Brenner, die seit 1964 Herausgeberin der Zeitschrift *alternative* war. Das von 1958 bis 1982 in Westberlin veröffentlichte Periodikum entstand als kleine Literaturzeitschrift und entwickelte sich zu einem einflussreichen Medium der geisteswissenschaftlichen Theorie-Diskussionen um ‚68‘. Moritz Neuffer rekonstruiert die Theoriearbeit der *alternative* im Kontext der Medien- und Ideengeschichte der Neuen Linken mit besonderem Augenmerk auf die journalistische Form des Publizierens. Sein Buch *Die journalistische Form der Theorie. Die Zeitschrift alternative 1958–1982* ist 2021 im Wallstein Verlag erschienen.

SR&CW: Du beleuchtest in deinem Buch anhand der Zeitschrift *alternative* das Verhältnis von Theoriearbeit und Zeitschriftenpublizistik in der Neuen Linken. Das Zeitschriftenmachen ist der Form nach eine kollektive und – in Bezug auf die Leser:innen – kollektivbildende Praxis. Welche Rolle hat das für die *alternative* gespielt? Was lässt sich anhand deines Materials über Fragen politischer Organisation ablesen?

MN: Das Selbstverständnis als Kollektiv und die Praxis der kollektiven Arbeit hatten in unterschiedlichen Phasen der *alternative* unterschiedliche Ausprägungen, die zum einen von der jeweiligen Zusammensetzung der Redaktion, aber auch von der politischen Stimmungslage abhingen. Gegründet wurde sie als kleine Literaturzeitschrift von einer Gruppe (ausschließlich männlicher) Journalisten, Studenten und Schriftsteller, die sich wohl am ehesten als nonkonformistische Linke mit losen Bindungen zum *Sozialistischen Deutschen Studentenbund* beschreiben lassen. In dieser Frühphase, die bis Ende 1963 dauerte, gab es relativ klare Rollenverteilungen: Da war der Verleger Ansgar Skriver, der das operative Geschäft erledigte und sich aus dem Inhaltlichen, für das die Gründungsherausgeber Reimar Lenz und Richard Salis verantwortlich waren, eher heraushielt. Nach den ersten zwei Jahren gab es den ersten personellen Wechsel, es kamen die aus der DDR emigrierte Eva Müthel als Herausgeberin und einige redaktionelle Mitarbeiter hinzu, womit sich die ästhetische und politische Linie etwas diversifizierte. Von einem publizistischen Kollektiv im engeren Sinne war diese erste *alternative* aber weit entfernt, und der Nonkonformismus der Redaktion hatte nicht zuletzt einen dezidiert individualistischen, vergemeinschaftungs-skeptischen Zug, der auch in der Erfahrung des Faschismus bzw. der Verbrechen der nationalsozialistischen Elterngeneration begründet lag.

Auch als Hildegard Brenner zum Jahreswechsel 1963/64 die Herausgabe der Zeitschrift übernahm und zu einer Literatur- und Theoriezeitschrift in westlich-marxistischer Tradition umbaute, wurde das Projekt nicht sofort zum Kollektiv. Brenner, eine 1927 geborene Germanistin und Journalistin, hatte bis 1965 eine neue Redaktion zusammengesetzt; die bestand vor allem aus Westberliner Studierenden, die im Schnitt zehn Jahre jünger als sie waren. Zwar wurden die Hefte der Zeitschrift in demokratischer Absprache und geteilter Arbeit erstellt, die Hierarchie war jedoch klar: Zwar konnten die Redakteur:innen ihre eigenen thematischen Interessen verfolgen, Brenner blieb aber die alleinverantwortliche Herausgeberin und

Anleiterin – ehemalige Beteiligte wie Helmut Lethen berichteten später, dass Brenner ihnen das intellektuelle Arbeiten beigebracht habe. Als weibliche Herausgeberin, die eine politisch-intellektuelle Zeitschrift von größerer Reichweite leitete, war sie eine Ausnahmeerscheinung, doch ihre hierarchische Alleinstellung innerhalb der Zeitschrift brachte auch Spannungen mit sich, die sich im Laufe der Jahre immer weiter verschärften. 1974 führten inhaltliche Differenzen und der Vorwurf, Brenner habe die *alternative* zuungunsten der weiteren Beteiligten für sich monopolisiert, zu einer nicht mehr zu kittenden Spaltung des „Redaktionskollektivs“ (das sich in der ersten Hälfte der 1970er Jahre auch so nannte). Zu diesem Zeitpunkt war das Idealkollektiver Arbeitspraxis in der Nach-68-Linken weit verbreitet, es gab viele basisdemokratisch wirtschaftende Verlage, Zeitschriften und Buchhandlungen sowie den Verband linken Buchhandels (VLB) als deren organisatorisches Dach, über das Uwe Sonnenberg eine wichtige Studie vorgelegt hat. Das war eine Phase spannender und fruchtbarer Experimente, die aber auch einige heftige Enttäuschungen produzierte. Im Falle der *alternative* bedeutete der Riss in der Redaktion jedenfalls das Ende der sehr produktiven Zusammenarbeit zwischen Hildegard Brenner und der wichtigen Redakteurin Helga Gallas, die vor allem für die vielrezipierten Strukturalismushefte der Zeitschrift verantwortlich gewesen war.

Auch was die „kollektivbildende“ Adressierung einer Leser:innenschaft angeht, ist die *alternative* ein sehr interessanter Fall, gerade weil politische Kollektivität von ihren Protagonist:innen nicht per se abgelehnt, aber oft problematisiert wurde. Die Zeitschrift zählte sich zweifellos zur Neuen Linken, sie war in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre eine Stimme der studentischen Bewegung, wurde als solche gelesen und in Seminaren oder Lesekreisen diskutiert. Gleichzeitig hielt sie aber auch Distanz zu politischen Gruppen und verweigerte sich beharrlich der eindeutigen Identifikation mit einzelnen linken Strömungen. In den 1970er grenzte sie sich vehement von den kommunistischen Aufbauparteien wie von dem Großteil der im selben Zeitraum entstehenden Alternativbewegungen bzw. Neuen Sozialen Bewegungen ab. Denn diese Folgeerscheinungen von 68 waren aus Sicht der *alternative* vor allem Verfallserscheinungen, in politischer wie in intellektueller Hinsicht. Deshalb lässt sich meines Erachtens an der *alternative* nicht zuletzt ablesen, dass Zeitschriften zwar einerseits vergemeinschaftend wirken, dass sie andererseits aber auch Orte der Kritik an Vergemeinschaftungsprozessen sein und nicht zuletzt Tendenzen zur Selbstisolation aufweisen können.

SR&CW: In einer proletarischen Öffentlichkeit die eigenen Stimmen zu erheben, war ein weit verbreitetes Bedürfnis der 1960er, 70er und 80er Jahre, nicht zuletzt deshalb, weil die bürgerliche Presse oft systematisch linke Positionen niederschrieb. Dass die Betreiber:innen dieser Gegenöffentlichkeit nun selber Bericht erstatten, setzt deren Mobilität voraus, was – gemessen an der Internationalität der politischen Ereignisse und Debatten – zu einem recht weit herumkommenden „Revolutionstourismus“ führte (Enzensberger). In welcher Form beteiligt sich die *alternative* an der Herstellung einer Gegenöffentlichkeit als internationales Projekt?

MN: Das verändert sich meines Erachtens im Erscheinungsverlauf dieser Zeitschrift: Um 1968 hieß Gegenöffentlichkeit vor allem studentische Gegenöffentlichkeit, in der die *alternative* eine Sprachrohr-Funktion übernahm, indem sie etwa linke Interventionen in der damaligen Hochschul- und Schulreformdebatte publizierte. Sehr konkrete Vorschläge machten zum Beispiel einige Hefte über den Sprach- und Literaturunterricht, wobei die zentrale Frage lautete: Wie können Schüler:innen dazu befähigt werden, ihre eigene politische Subjektivität zu artikulieren, gegen die Reproduktion der Herrschaftssprache und in den (mit Althusser so verstandenen) ideologischen Staatsapparaten? In ähnlicher Absicht wurden Theaterprojekte mit Gefängnisinsass:innen dokumentiert, was aber vor allem bundesrepublikanische Projekte waren. Die internationalen Kontakte der Zeitschrift, vor allem nach Frankreich und Italien, waren meist Kontakte zu anderen Intellektuellen, von denen man entweder linke wissenschaftliche Theorie oder politische Situationsanalysen für die Zeitschrift übersetzte. Eine gewisse Ausnahme bildet eine ziemlich spannende Ausgabe über ein proletarisches Theaterprojekt in einem Stahlwerk im italienischen Terni 1975. Darin wurde sehr genau beobachtet, gefragt und protokolliert, wie die Arbeiter:innen das Theater und andere Medien zum Aufbau von Gegenöffentlichkeit nutzten. Insgesamt lässt sich auch über Gegenöffentlichkeit Ähnliches sagen wie über die politische Kollektivität, nämlich dass die *alternative* nicht zuletzt eine kritische Beobachterin innerhalb der Linken war, die als linkes Projekt immer wieder das Scheitern linker Hoffnungen zur Sprache brachte – am Ende auch ihrer eigenen.

2
3

SR&CW: Denkt man an Linkes-Zeitschriftenmachen, fallen uns neben bekannten Projekten rund um das Jahr 1968 (*alternative*, *Argument*, *Kursbuch*, *konkret*, etc.) auch

ältere Beispiele ein wie etwa der Hessische Landbote. Journal-Theorie hingegen gibt es auch schon in der Aufklärung, etwa in der *Berlinischen Monatsschrift*. Wie hat sich die journalistische Form der Theorie im Laufe der Geschichte gewandelt?

MN: Das ist sicher davon abhängig, welchen Theorie-Begriff man ansetzt. Ich würde es vielleicht so formulieren, dass sich unterschiedliche historische Theorie-Bewegungen und -Stile unterschiedliche journalistische (oder nicht-journalistische) Formen gesucht haben. Wenn man Grenzgänge von Literatur, Philosophie und Politik in den Blick nimmt, findet man in der Aufklärung und Weimarer Klassik viele Beispiele für theoretische Produktivität unter dem Dach der Journalliteratur. Insgesamt ist der Zeitraum um 1800 natürlich wichtig für die Genese nicht nur der allgemeinen, sondern speziell auch der intellektuellen und der politischen Öffentlichkeit. Dabei entsteht zum Beispiel auch der Topos von der Zeitschrift als Medium, das ein serielles „Bild“ seiner Zeit sein, aber auch auf diese einwirken soll, was wiederum auch ein Anspruch an Theorie ist: Einerseits wird von ihr erwartet, etwas zur Anschauung zu bringen, andererseits soll sie verändernd wirken.

Für Theorie als politisches, außerakademisches Phänomen ist dann insbesondere der Vormärz zwischen 1815 und 1848 sehr spannend: Hier entstand die Publizistik des Frühsozialismus, die sowohl in sozialer wie geistiger Hinsicht eine Infrastruktur politischer Bewegung war – für ein „milieu for the reproduction of certain kinds of life and thought“, wie Régis Debray (2007,6) in einer Mediengeschichte des Sozialismus schreibt. Zur klassenpoetischen Funktion von Journalen in dieser Zeit lässt sich auch einiges in Patrick Eiden-Offes *Poesie der Klasse* nachlesen und auch Claire Pettit hat zwei spannende Bücher dazu veröffentlicht, wie *Serial Forms* und *Serial Revolutions* die moderne politische Subjektivität geprägt haben. Theoriegeschichtlich sind in diesem Zusammenhang insbesondere die Linkshegelianer sehr interessant, die als Oppositionelle in Preußen keine Lehrstühle bekommen und politisch-intellektuelle Zeitschriften wie den *Gesellschaftsspiegel* oder die *Hallischen Jahrbücher* gegründet haben, die zu Manifestationen des „Geistes in der Zeit“ stilisiert wurden. Die produktive Beziehung von Theorie und Zeitschrift reicht jedenfalls weit vor die Theorie-Konjunktur der 1960er Jahre zurück.

SR&CW: Wenn wir nochmal bei der Form-Frage bleiben: Für Theoretiker:innen ab den 1960ern war das Essay die Theoriegattung der ersten Wahl. Wenngleich viele der damals wichtigen Essays vorab in Zeitschriften publiziert wurden – wie etwa Susan Sontags „One Culture and the New Sensibility“ in der New Yorker Frauenzeitschrift *Mademoiselle* – strebten doch die „Einzelessays [...] der Buchform entgegen“ (Stanitzek 2022, 61). Gibt es auch im Falle der *alternative* eine osmotische Beziehung zwischen Zeitschrift und Buch?

MN: Ja, in diesem Zeitraum gibt es tatsächlich interessante Beziehungen und meines Erachtens relativ flache Hierarchien zwischen Buch und Zeitschrift. Das Streben zur Buchform ist dabei sicher eine Richtung, aber nicht die einzige. Wahrscheinlich macht es einen Unterschied, ob man das von der einzelnen Autorin, wie im Falle Sontags, oder von der Zeitschrift als Textensemble aus betrachtet: Zeitschriften ziehen ja durch ihre Cut-and-Paste-Verfahren immer auch viel an literarischen oder wissenschaftlichen Texten aus Büchern heraus und in die Zeitschriftenform hinein, zerteilen Bücherwissen und stellen es neu zusammen. Wenn die *alternative* ihren Leser:innen (und sich selbst) Karl Korsch, den Strukturalismus oder die feministische Psychoanalyse vorstellt, dann bestehen die Hefte aus vorabübersetzten oder gekürzten Buchkapiteln, die neben Interviews, erklärende Editorials oder abgedruckte Korrespondenzen gesetzt werden, weil in dieser Pluralität an kleinen Formen möglichst umfassende Einführungen auf möglichst wenig Seiten entstehen müssen. Hefte über die „Strukturalismuskonversation“ oder „Walter Benjamin“ von 1967 waren teilweise von so bleibendem Gehalt, dass sie immer wieder herangezogen und auch nachgedruckt wurden, also quasi kanonischen Rang bekamen, den sonst nur Bücher einnehmen. Die Platzprobleme von Zeitschriften blieben aber, wenn sie sich in die Materie vertiefen wollten, und äußern sich in manchen Fällen auch darin, dass Zeitschriftenredaktionen Buchreihen gründeten: so auch die *collection alternative*, die Brenner für ein paar Jahre parallel zur Zeitschrift bei Luchterhand herausgab.

SR&CW: Die *alternative* zeichnet sich durch das Alleinstellungsmerkmal aus, dass sie vor der zweiten Frauenbewegung mit Hildegard Brenner und anderen die einzige maßgeblich von Frauen produzierte Zeitschrift der BRD war. Das Redaktionskollektiv habe sich, wie Du schreibst, allerdings erst relativ spät in feministische Theoriedebat

ten eingeschaltet. Haben feministische Kämpfe dennoch – beispielsweise in Bezug auf die Praxis des Zeitschriftenmachens – schon früher eine Rolle gespielt?

MN: Von der personellen Zusammensetzung der Redaktionen abgesehen: nein, bzw. zumindest nicht so, dass es an der Zeitschrift oder an Unterlagen aus der Redaktionsarbeit ablesbar wäre. Es dauerte tatsächlich bis ins Jahr 1975, dass die *alternative* sich mit dem Heft *Das Lächeln der Medusa*, dessen Titel auf Hélène Cixous Bezug nimmt, in die Diskussionen der Frauenbewegung einschaltete. Auf die 1968 entstehenden Weiberräte oder auch auf die historische Frauenbewegung wurde vorher kein Bezug genommen. Das änderte sich erst, als nach dem Bruch mit Gallas 1974 die Literaturwissenschaftlerin Johanna Wördemann in die Redaktion aufgenommen wurde und diese einen direkteren Bezug zu feministischen Gruppen herstellte. Es folgten einige Interventionen in die Debatten der Frauenbewegung, womit sich die *alternative* unter Feminist:innen allerdings keinesfalls nur beliebt machte: Die zeitgenössischen feministischen Positionen waren im Dafürhalten Brenners in aller Regel zu essentialistisch, zu wenig materialistisch und generell theoretisch nicht satisfaktionsfähig. Am ehesten verstand sich die *alternative*-Redaktion mit der polemischen Zeitschrift *Die Schwarze Botin*, über die Katharina Lux kürzlich ihre Dissertation veröffentlicht hat.

Dass es lange keinen expliziten Feminismus in der *alternative* gab, sollte aber nicht daran hindern, aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive über die Zeitschrift nachzudenken und sich zu fragen, wie Brenners Alleinstellung mit ihrem eher marginalen Nachleben in der Intellectual History der BRD zusammenhängt (worauf Tanja Röckemann (2022) in einer Besprechung meines Buches noch einmal hingewiesen hat). Neben der Personalpolitik in der Zeitschrift hat Brenner übrigens auch abseits der *alternative* gewissermaßen praktische Patriarchatskritik geübt, indem sie sich beispielsweise editorisch für das Nachleben von Theoretikerinnen wie Lu Märten oder Asja Lācis stark machte, die zeitgenössisch entweder vergessen waren oder, in Lācis' Fall, nur als Co-Autorin und Gefährtin Walter Benjamins bekannt war. Zur feministischen Theoretikerin ist Brenner aber nicht geworden, sondern eher, in Analogie zur oben beschriebenen Rolle der Zeitschrift, zur kritischen Beobachterin von feministischer Theorie und Politik. Davon zeugt nicht zuletzt auch Brenners letzter veröffentlichter Aufsatz, der 1983 in der *Schwarzen Botin* erschien: Darin vergleicht sie die Entpolitisierungstendenzen in der bundesrepublikanischen Frauenbewegung zu Anfang der Achtziger Jahre mit denen um 1933, was natürlich, wie so vieles bei Brenner, als Provokation gedacht war.

SR&CW: **Im Anhang Deines Buchs findet sich ein Titelverzeichnis der *alternative*. Welche Ausgabe ist Deine Lieblingsausgabe und warum?**

MN: Wenn ich mich für eine entscheiden muss, dann ist das die Ausgabe 40 von 1965, „Karl Korsch – Lehrer Bertolt Brechts“. Das Heft rekonstruiert die Arbeitsbeziehung der beiden Marxisten und verwendet dafür Material, das zum Zeitpunkt des Erscheinens teilweise noch unveröffentlicht in den Archiven lag. Sehr elegant wird die Nummer von einem Brief Brechts an Korsch aus dem Jahr 1945 eingeleitet, als beide im amerikanischen Exil waren. Brecht hatte damals mit einer lyrischen Umsetzung des Kommunistischen Manifests begonnen und bat Korsch darum, mögliche theoretische Fehler in dem Gedicht zu korrigieren. Das tat der dann auch in einer sehr schönen Antwort, die in dem Heft erstveröffentlicht wurde, ebenso wie z.B. Korsch's bis dato unpublizierte *Entstehung der Sprache in der kapitalistischen Gesellschaft*. Für die Ausgabe hatte die Redaktion prominente Unterstützerinnen: Hedda Korsch, die in New Jersey lebte, half mit, die Handschriften zu entziffern, und für die Rechte an den Brecht-Texten hatte Helene Weigel gegenüber dem Suhrkamp-Verlag ein gutes Wort eingelegt. Zu einem Dokument seiner Zeit wird das Heft durch den – heute vielleicht ungewohnten – instruierenden Ton und eine Rhetorik der Dringlichkeit, in dem die Inhalte vorgelegt werden: Leute, wenn wir marxistisch denken und handeln wollen, dann müssen wir *das* hier *jetzt* lesen. Der Lernprozess zwischen Korsch und Brecht spiegelt ja in gewisser Weise auch den Selbstbildungsprozess der Redakteur:innen und Leser:innen wider, der mir als Motiv für das Zeitschriftenmachen in der Neuen Linken wichtig erscheint.

SR&CW: **Wie verhält sich Theoriebildung zur Zeitschriftenpublizistik heute?**

MN: Diesen Zusammenhang gibt es sicher weiterhin, sowohl in akademischen wie in politischen Bereichen als auch in der Kunst, gedruckt wie digital. Was es gerade wohl eher nicht gibt, ist der größere politisch-intellektuelle Zusammenhang, der solche Bereiche gewissermaßen verbindet und genau deshalb die Zeitschrift zum Leitmedium hat, weil sich in ihr die Dinge verbinden lassen. Sicher war auch 1968 der Wunsch, mit Theorie einen Beitrag zu massenhafter sozialer Bewegung zu leisten, mehr Anspruch als Realität. Aber dieser

Anspruch hat eben eine Theorie-und-Zeitschriften-Bewegung hervorgebracht, die, soweit ich das überblicken kann, in der Form heute nicht existiert.

SR&CW: Du resümierst am Ende Deines Buches, die Zeitschrift sei „die Form des utopischen Überschusses schlechthin“ und anhand ihrer Archive ließen sich zugleich die unabgeholten Hoffnungen und Versprechen von ‚68‘ rekonstruieren. Siehst du in der Zeitschriftenlandschaft aktuell noch utopisches Potential?

MN: In dem Resümee beziehe ich mich auf den Sozialhistoriker Axel Schildt, der das Potenzial von Ideen- oder Intellektuellengeschichte darin sah, die Diskrepanz zwischen realhistorischen Veränderungen und dem „Gefühl der Unabgeholtheit emanzipatorischer Forderungen“ (Schildt 2020, 764) darstellen zu können. Das ist erstmal eine Perspektive *ex post*, in der die Zeitschrift zu einem Archiv von Hoffnungen in der Geschichte wird (Schildt sagt ganz klar, dass „erst“ die Intellektuellengeschichte den utopischen Überschuss erklären kann). Ich würde aber ergänzen, dass Zeitschriften schon in ihrer aktiven Zeit immer auch eine archivische Funktion erfüllen, in dem sie Texte, Bilder und Stimmen unterschiedlicher zeitlicher Provenienz sammeln, bündeln und mit Erwartungen aufladen. Sie sind nun vielleicht nicht (mehr) die direktesten Sprachrohre für die Artikulation emanzipatorischer Forderungen, aber mindestens Reflexionsräume, in denen das Bestehende kritisiert und Neues – im Blochschen Sinne – antizipiert werden kann.

Das Interview führten Stefanie Retzlaff und Christian Wimplinger.

Literaturverzeichnis

Debray, Régis. 2007. „Socialism. A Life-Cycle“. *New Left Review* (Heft 46): 5 – 28.

Stanitzek, Georg. 2022. „Das Stromlinien-Baby – die Neue Sensibilität (New York – London – Reinbek)“. In *Literarischer Journalismus*, hrsg. von Erika Thomalla, 61–80. Göttingen: edition text + kritik.

Röckemann, Tanja. 2022. „Raus aus der Klasse, zurück in die Klasse“. *nd Journalismus von Links*. 07.02.2022. Letzter Zugriff am 13.12.2022. <https://www.nd-aktuell.de/artikel/1161085.er-geschichte-raus-aus-der-klasse-zurueck-in-die-klasse.html>.

Schildt, Axel. 2020. *Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik*. Göttingen: Wallenstein.